

(Nachdruck verboten.)

177

## Pelle der Eroberer.

Der große Kampf.

Roman von Martin Andersen Mergø.

„Lassen Sie den Jungen in Frieden!“ sagte Ferdinand drohend, „er hat nichts getan.“ Der Krämer rang mit dem Jungen, der sich wand und drehte, um sein Geldstück wiederzuerlangen. „Hat er nichts getan,“ stöhnte er keuchend, „was schreit er dann von Stehlen, ehe ich das Wort noch gesagt habe? Und wo kommt das Geld her? Er wollte ja doch Kredit haben, weil sie nichts hatten! Nee, ich dankel! Auf den Leim kriech' ich nich.“

„Das Geld gehört Mutter!“ schrie der Junge und wand sich erbittert in den Händen des Krämers. „Mutter is krank, ich soll Arznei dafür holen!“ Und dann fing er an zu heulen.

„Es ist ganz richtig, daß seine Mutter krank ist!“ sagte Ferdinand knurrend. „Und der Apotheker gibt gewiß keinen Kredit. Sie sollten ihn lieber loslassen, Peterfen.“ Er trat einen Schritt vor.

„Das habt Ihr Euch schön ausgedacht,“ lachte der Krämer höhnisch und riß die Ladentür auf. „Geda, Schutzmänn, hier!“ Der Schutzmänn, der an der Straßenecke Wache hielt, kam schnell herbei. „Hier ist ein Junge, der Kunststücke mit anderen Leuten ihren Kronen macht,“ sagte der Krämer erregt. „Nehmen Sie sich seiner ein bißchen an, Iperfen!“

Der Junge schlug noch immer um sich, der Schutzmänn mußte ihn mit steifem Arm von sich abhalten. Es war ein kleiner, zerlumpter, verhungertes Bursche. Der Schutzmänn sah auf den ersten Blick, was er da in den Fingern hatte, und dann schleppte er ihn mit sich fort; es lag kein Grund vor, viel Aufhebens davon zu machen.

Ferdinand ging ihm nach und legte die Hand auf den Arm des Schutzmänn. „Herr Schutzmänn! Der Junge hat nichts getan,“ sagte er. „Ich habe selbst dabeigestanden und gesehen, daß er nichts getan hat, und ich kenne seine Mutter!“

Der Schutzmänn blieb stehen und maß ihn drohend, dann schleppte er mit dem Jungen weiter, der noch immer zerrte, um loszukommen, und brüllte: „Meine Mutter ist krank, sie wartet auf mich und die Arznei!“ Ferdinand hielt Schritt mit ihnen in seinen dünnen Morgenschuhen. „Wenn Sie ihn aufs Rathaus schleppen, dann gehe ich jedenfalls mit und zeuge für ihn, denn er hat nichts getan, und seine franke Mutter liegt zu Hause und wartet auf die Arznei.“

Der Schutzmänn wandte sich gereizt um. „Ja, das ist ein netter Zeuge. Eine Krähe haßt der anderen die Augen nicht aus. Kümmer dich um Deine eigenen Angelegenheiten und mach, daß Du wegkommst!“

Ferdinand blieb stehen. „Ben duzt Du denn da, Du Laban!“ murmelte er und schielte wütend zu dem Schutzmänn hinüber. Plötzlich nahm er einen Anlauf und versetzte dem Schutzmänn eine Kopfnuß in den Nacken, daß er umstürzte, das Gesicht auf das Pflaster, während der Helm weit davon auf die Straße rollte. Ferdinand und der kleine Junge sprangen jeder nach einer Seite und entkamen.

Nun hielt man schon in der dritten Woche Jagd auf ihn. Nach Hause zu kommen, wagte er nicht. An der „Arche“ wurde Tag und Nacht Wache gehalten, um ihn einzufangen. Er hatte seine Mutter ja lieb. Gott möchte wissen, wo er sich jetzt in diesem kalten, regnerischen Herbst herumtrieb. Madame Franzen ging so einsam und verlassen auf ihrer Mansarde umher. Es war ein trauriges Leben. Jeden Vormittag kam sie herüber und bat Pelle, im „Arbeiter“ nachzugehen, ob man ihn gefast hatte. In der Stadt war er, Madame Franzen und Pelle wußten es. Die Polizei wußte auch, daß er hier war, und meinte, daß eine Reihe nächtlicher Einfälle auf ihn zurückzuführen seien. Er kampierte wohl in Schuppen und in leeren Hundehäusern in den Willensvierteln.

Die Bewohner der „Arche“ verfolgten bekümmert sein Schicksal. Er war vor ihren Augen aufgewachsen. Er hatte sich hier nie an etwas vergreifen, sondern immer die „Arche“

und ihre Umgebung respektiert. Was sonst auch von ihm gesagt werden konnte, er hatte seine Mutter lieb! Er war doch in seinem guten Recht gewesen, als er den Jungen verteidigte; das war ein braver, kleiner Bursche. Die Mutter war sehr krank und wohnte am Ende eines der langen Gänge, und der Junge war ihre einzige Stütze. Aber es war ein wahnsinniges Unterfangen, sich an der Polizei zu vergreifen, das größte Verbrechen von allen auf Erden. Man konnte weit eher seine eigenen Eltern morden, was die Strafe anbetrifft. Sobald man seiner habhaft wurde, kam er ins Zuchthaus; denn der Schutzmänn hatte sein schönes Gesicht auf dem Strakenpflaster zerschlagen. In den Zeitungen hatte gestanden, daß jeder, der nicht eben Schutzmänn sei, eine Gehirnerschütterung davongetragen haben würde.

Die alte Madame Franzen benutzte gern den Weg über den Boden, wenn sie zu Pelle hinüberging, um über den Sohn zu reden. „Man muß vorsichtig sein,“ sagte sie. Zuweilen kniff sie den Mund fest zusammen und trippelte unruhig; dann wußte er, daß etwas Besonderes los sei.

„Soll ich Dir etwas erzählen?“ fragte sie und sah ihn geladen an.

„Nein, lassen Sie es lieber nach,“ sagte Pelle. „Was man nicht weiß, darüber kann man auch keine Zeugenaussage ablegen.“

„Daß mich lieber schwaken, Pelle, sonst lauf ich vielleicht hin und verschnaß mich Fremden gegenüber. Ich alte Bankliebe geh hier herum und habe keinen Menschen, dem ich noch vertrauen kann, und mit mir selber reden, das wag ich auch nicht! Dann kriegt Piepmann das Ganze durch die Bretterwand zu hören; es ist beinahe nicht zum Aushalten, und ich zittere, daß mein zahloser alter Weibernund ihn noch ins Unglück bringt.“

„Na, dann sagen Sie es man,“ jagte Pelle mitleidig. „Aber Sie müssen leise sprechen.“

„Er ist wieder hier gewesen!“ flüsterte sie strahlend. Heute morgen, als ich aufkam, lag Geld für mich in der Küche. Weißt Du, wo er es hingelegt hatte? In die Abwasche. Er ist ein vernünftiger Junge. Er muß über die Dächer hierher schleichen, anders kann ich mir nicht denken, daß es geht, so wie sie ihm aufpassen. Aber das mißt Du doch auch sagen: er ist ein guter Junge!“

„Wenn Sie nun bloß dicht damit halten können,“ sagte Pelle bekümmert. Sie war ja so stolz auf ihren Sohn.

„Gm,“ sagte sie und schlag sich auf den eingefallenen Mund, „das hat keine Not, und weißt Du, worauf ich verfallen bin, damit die Spürhähne sich nicht wundern sollen, wovon ich lebe? Ich nähe Klidenschuhe.“

Dann kam die kleine Marie mit Eimer und Scheuerlappen, und die Alte humpelte von dannen.

In Meister Beck's Werkstatt herrschte flauere Zeit, Pelle arbeitete daher jetzt meistens zu Hause. Er verfügte nun selbst über seine Zeit und konnte den Tag benutzen, wenn die Leute zu Hause waren, um seine Fachgenossen aufzusuchen und sie für die Organisation zu gewinnen. Es kostete oft lange Ueberredungen, und auf jeden Mann, den er anmelden konnte, war er stolz. Er lernte es in aller Eile, die verschiedensten Arten Menschen zu beurteilen, und richtete sein Vorgehen nach ihrem Charakter ein. Die Verzagten konnte man durch Drohungen gewinnen, andere mußten gelockt werden oder mit den neuen Lehrlingen in gute Laune geschwaht werden. Das war eine gute Übung, und er gewöhnte sich daran, geschmeidig im Denken zu sein und seinen Stoff zur Hand zu haben. Das Gefühl seiner Herrschaft über die Mittel wuchs beständig und verließ seinem Auftreten Sicherheit.

Die Veräumnis in der Arbeit holte er wieder ein, indem er doppelt eifrig war, wenn er dabei war, früh aufstand und lange bei der Arbeit sitzen blieb. Den Nachbarn im dritten Stock hielt er sich fern; aber wenn er Hannes leichten Schritt auf dem Holzwerk da drüben hörte, guckte er verstoßen hinunter. Sie ging ihren geraden Weg wie eine Nonne, zur Arbeit und wieder nach Hause, den Blick auf ihre Schuhe gerichtet. Sie sah nie zu seinen Fenstern hinauf oder sonst irgendwo hin. Es war, als habe ihr Wesen sein leichtes Flattern vollzogen und liege nun da und wüchse.

Es wunderte ihn, daß er sie mit so fremden, fast gleich-

gültigen Augen betrachtete, als habe sie ihn niemals etwas angegangen. Und er guckte neugierig in sich selbst hinein. Nein, in ihm war nichts zerbrochen. Der Appetit war gut, und das Herz war gar nicht zu werfen. Es mußte also eine holbe Lüge gewesen sein, eine Luftspiegelung von der Art, wie die Wanderer sie auf ihren Wegen antrafen. Schön war sie ja; aber es war ihm nicht möglich, etwas Märchenhaftes an ihr aussündig zu machen; Gott weiß, warum er sich so hatte einspinnen lassen. Ein Glück war es, daß er nicht hängen geblieben war. Bei Hanne war keine Zukunft!

Madam Johansen fuhr fort, liebevoll an ihm zu hängen, und sie kam oft herüber, um eine kleine Unterhaltung zu machen; sie konnte die guten Tage nicht vergessen, die sie miteinander gehabt hatten. Es endete stets mit einem Jammer über Hanne; die Alte fühlte sich von ihr verlassen.

„Kannst Du es begreifen, was mit ihr ist, Belle? Sie geht wie im Schlaf herum, und auf alles, was ich sage, antwortet sie nur: „Ja, Mutter, ja, Mutter!“ Ich könnte weinen, so wunderbar leer klingt das, wie eine Stimme aus dem Grab. Und von dem Glück redet sie nie mehr, schmückt sich auch nicht, um es in Empfang zu nehmen! Wenn sie doch wieder mit ihren Karrenreitern anfangen und nach dem Fremden aussehn möchte, dann hätte ich mein Kind doch wieder. Aber sie geht nur umher und sinkt in sich zusammen und starrt um sich herum in ihrem Halbchlaf, als sei sie mitten in all dem Meerem; Launen hat sie gar nicht mehr. Sie geht so einsörmig herum mit den öden Gedanken wie eine wandernde Leiche. Kannst Du verstehen, was ihr fehlt?“

„Nein, ich weiß nichts,“ antwortete Belle.

„Du sagst das so wunderbar, als ob Du doch was wüßtest und nicht damit herausrücken wolltest. Und ich Kermste weiß weder aus noch ein.“ Die gutmütige Frau fing an zu weinen. „Warum kommst Du auch nicht mehr zu uns hinüber?“

„Ach, ich weiß nicht, ich habe so viel vor, Madame Johansen,“ erwiderte Belle ausweichend.

„Wenn sie bloß nicht verheert ist. Sie nimmt gar nicht Teil an dem, was ich ihr erzähle; Du könntest wirklich auch einmal zu uns herüberkommen, vielleicht würde sie das ein wenig aufmuntern. Du solltest Dich nicht an uns rächen. Sie hat Dich doch lieb gehabt auf ihre Weise. Mir bist Du wie ein Sohn gewesen. Willst Du nicht heute abend zu uns rüberkommen?“

„Ich habe wohl keine Zeit! Aber ich will einmal sehen,“ sagte er leise.

Und dann ging sie, wunderbar schwer und schleppend. Sie trug ihre fünfzig Jahre schlecht. Belle hatte Mitleid mit ihr, aber er konnte sich nicht entschließen, rüber zu gehen.

(Fortsetzung folgt.)

## Himmlische Malerei.

Ein Brief vom Feldberg.

Wir hatten das Staunen und das Wundern verlernt. Das technische Zeitalter hatte keine Zeit mehr für solche Dinge und beaufachte sich außerdem zu sehr an den selbstfabrizierten, sozusagen hausgemachten Wundern. Es vergaß über dem Telephon, dem Kinetographen, dem Nadiam und der flüssigen Luft ganz, daß es sich bei alledem im besten Falle um die Entdeckung von bereits vorhandenen Wundern gehandelt hat. Nun scheint ja das alles wieder besser werden zu wollen. Aber wie viele von den Gärten des heimlichen Königs Winter sehen etwas davon, was an Wundern jeden Morgen und jeden Abend in unserer Welt der weißen Berge vor sich geht?

Vor einigen Tagen, als ich im Freiburger Bahnhof in den Heinen Höllentälertzug einstieg, flammte über dem Schönberg ein Abendhimmel, so drohend und so verheißend, so düster und so glühend, daß man nicht wußte, ob da eine zertrümmerte Welt in Flammen aufging oder ob die alten Worte in Erfüllung gehen wollen: „Und am Abend wird es Licht werden.“ Zwischen den Gleisen aber stand eine Vaggonmaschine, ein schwarzes Angeheuer aus Eisen und Blech, das gerade in Tätigkeit war. Es brauchte nicht mehr als eine Vaggonmaschine, um die hundert Menschen auf dem Perron ganz in Anspruch zu nehmen und von dem Abendwunder am Himmel abzulenken. Ich mußte wieder an die Geschichte von dem Menschen denken, der in den Himmel kam und von einem Engel in den Garten der Seligen geführt wurde. Der Mensch war einzücht von den Blumen, die er dort sah. Als die beiden, der Engel und der Mensch, wieder aus dem Gartentor heraus waren, sagte der Engel: „Schau, genau dieselben Blumen hast Du drunten auf der Erde, Ihr seht sie nur nicht; Ihr armen blinden Menschen!“

So ist es hier auf dem Feldberg. Vor drei Tagen kam der Doktor drüben vom Städtli, um uns den neuentdeckten Weg auf

den Zweifelnblick zu führen. Nur für Geübte! Er hatte seinen mächtigen Eschenstab bei sich. Als wir für teuflisch listig erfundene Aufstieg durch geradezu himmlische Abfahrten besorgt worden waren und die letzte Quälerei nach aufwärts hinter uns hatten, war es schon ziemlich spät geworden. In mafelloser Strahlenpracht näberte sich der glühende Sonnenball den bewegten Linien der blauen Berge. Ueber den kühnen weißen Stod des Seebud sah man hinaus in die bernsteinhelle Weite des Weltraums. Es ging durch die überklare Luft bis hinein in die Endigkeit des Alls. Die Landschaft lag nicht mehr da wie ein Bild, das sich vom Hintergrund des Himmels abhebt, sondern Bäume, Häuser und Berge standen — stereoskopisch nennt man das — hintereinander. Ueber die weiten Schneeflächen senkten sich violette Schattensjlore. Ein formloser Schimmer zitterte in der Luft. Da geschah etwas Seltsames. Fahlgrüne, blaugrüne und bräunlich-violette Wolken schoben sich plötzlich von Südwest her über die Sonne, die durch diese ausdringlichen Kuliszen hindurch die weiße Bergwelt nun mit einem so drohenden schwarzgrünen Schimmer übergoß, daß die kleinen Tannen aus den weißen Galden standen, als wären sie durchsichtig und aus grünem Nafchenglas getrieben, und ein großer Busard, der lautlos, als wollte er die unheilshwängere Stimmung nicht stören, durch die Luft flog, sah mit seinen grüngoldenen leuchtenden Federn aus wie ein tropischer Vogel aus einem unbekanntem Paradies.

Alles das gibt die Empfindung nicht annähernd wieder. Die unbeholfenen Worte unserer Sprache arbeiteten immer mit einem großen Reiz.

Und dieser Reiz ist — Schweigen.

Oder aber Malen. Und dann ist es kein Reiz, sondern ein Anfang. Und dieser besseren Teil hat sich Frau Holles Schneeland-schafter und des himmlischen Malers Gesell drüben auf der Todtnauer Hütte ausgewählt. Und während ich in der deutschen Sprache herumtrame und mit armen Worten mich abquäle, taucht er seine Pinsel in die Farben und malt nach, was der große Meister ihm an Vorlagen vorlegt. Wie ein Jäger, der um eines Auerhahnes willen schon um zwei Uhr des Morgens das warme Lager verläßt, so pirscht der Tischlermeister auf der Todtnauer Hütte schon in der Morgenämmerung auf die farbigen Wunderbögel, die mit ihren leuchtenden Schwingen der Sonne voraus am Himmel emporfliegen. Gewappnet gegen den grimmigen Nordost und die Kälte in einem windficheren Harnisch von Leder, mit einem Südweser auf dem Kopf und mit Kautschustiefeln an den Beinen, so hab ich ihn schon manchesmal vor Reiz und Tag und vor Nebel und Nacht gefunden als getreuen Gesell des himmlischen Künstlers. Als ich ihn aber einmal besuchte in seiner Stühlerhütte, da bin ich vor seinen frischen flotten Skizzen von des Himmels Morgen- und Abendwundern ganz demütig geworden. Denn ich hatte mir eingebildet, schon fast alles zu kennen, was der große Meister an tausend Variationen auf seine himmlische Niesleinwand malte. Und da wies mir ein Gesell nur von dem einzigen Blick aus seiner Werkstatt, der nichts sehen ließ als ein einfaches Kreuz am Waldrand, davor durchspürter Schnee, dahinter der Himmel und die Berge, so viele immer wieder andere Beleuchtungssituationen, kurz gemalte Farbenwunder, daß ich auch nicht die besten davon nur im Gedächtnis behalten konnte. „Und das sieht jetzt grad so der hunderacht Teil von dem, wo's gibt,“ meinte der Meister Tischler ergänzend, während er an einem hellsmaragdgrünen Himmel herumpunktete, den des Schneemalers Meister wahrscheinlich nur damit herausbekommt, daß er eine halbe Million Sterne zerjälägt und im Mörser klein stößt und dann den funkelnden Lichtgrünen Sternenschaub mit einem guten Wurf über den Himmelsvorhang sämweis, kurz bevor die Sonne aufgeht.

Ich weiß es ja nicht genau, ob es gerade so gemacht wird. Aber wer das einmal gesehen hat, der glaubt fortan sicher an Wunder.

A. F.

## Zu Friedrichs II. Bild.

Am 2. Dezember 1760 schrieb der schwedische Diplomat Graf Tessin, ein guter und trotz seiner Gegnerschaft wohlwollender Kenner Friedrichs II. in sein Tagebuch die Bemerkung: „Prinz Heinrich ist seinem königlichen Väter bezügl. der Kriegskunst ebensüchtig, an Tugenden überlegen. Viele Heinrichs würden die Welt glücklich machen können, gleichwie zwei Friedrichs sie zerstören können.“

Es scheint danach, als ob der Zufall, daß Friedrich und nicht Heinrich zuerst dem Schoße der Mutter entbunden, die preussische Weltgeschichte um ihre schönste Krone gebracht hätte. Eine kleine Aenderung in der Chronologie der kaiserlichen Geburten, und wir wären heute gehalten, „Heinrich den Größten“ zu feiern, und Friedrich stände irgendwo in den staubigsten Winkeln, vergessen, eine bloße Antikritik für die Genealogie.

Der selbe Bruder Heinrich aber hatte im Jahre 1781 eine geheime Unterredung mit dem österreichischen Kaiser Josef, dem intimen Gegner Friedrichs, und Josef berichtet über den Inhalt dieses Gesprächs vertraulich an den kaiserlichen Kammerer: Man habe nicht viel Positives aus Heinrich herausholen können, außer dem Einen, daß er hoffe und wünsche zum Himmel sendet, daß das Leben des Königs nicht länger dauern möge.“

Dieses Zeugnis brüderlicher Liebe, die zudem ein wenig landesverräterisch konspiriert, braucht nun auch der berufsmäßige preussische

Geschichtenerzähler, den man auch wohl Geschichtsforscher nennt, nicht als einen Beweis besonderer Familienbegabung zu feiern; er würde vielmehr eher geneigt sein, seine schmerzliche Beschränkung über so schlimme Bestimmung auszusprechen. Wie aber, wenn nun derselbe Heinrich nun doch der Erstling gewesen wäre, und Friedrich, ohne den Glanz der Krone, in seiner nackten Menschlichkeit begriffen werden dürfte? Man sieht, sobald man in die Geheimnisse der dynastischen Geschichtsauffassung einzudringen sucht, stößt man auf Mästel und Geheimnisse, undurchdringlicher und widerspruchsvoller als die schwierigsten Dogmen, die mittelalterliche Gehirne erfaßten.

Das Friedrich-Problem ist in einer einzigen Formel leicht aufzulösen: Ein Fürst, der sich persönlich die Bildung der französischen Aufklärung angeeignet, aber echt preussisch regierte, genau so hart und härter wie sein Vater, der König der langen Kerle, aber ohne die verschiedenen sozialen Ahnungen seines Vorgängers. Er war gewiß kein Frömmel und Mädel, aber in der Zeit vor der großen Revolution war das niemand, und dem Volke erhielt er genau so die Religion wie seine Vorgänger und Nachfolger. Und von all den humanen und aufgeklärten Bestimmungen seiner Schriften und Briefe war kein Hauch in der Praxis seiner Regierung zu finden.

Leffing nannte das Preußen Friedrichs eine „verzweifelte Galere“. Als Goethe 1778 in Berlin war, geriet er erschreckt fast in Verzweiflung und flehte zu den Göttern, ihn nicht preussisch enden zu lassen: „So viel kann ich sagen“, schreibt er an die geliebte Charlotte von Stein, „je größer die Welt, desto garstiger wird die Farce, und ich schwöre, seine Zote und Gelei der Hanswurstduden ist so ekelhaft als das Wesen der Großen, Müllern und Kleinen durcheinander. Ich habe die Götter gebeten, daß sie mir meinen Mut und Gradstimm erhalten wollen bis ans Ende, und lieber mögen das Ende vortücken, als mich den letzten Teil des Zieles launig hinfriesen lassen.“

Von der wahrhaft friderizianischen Residenz, Potsdam, entwarf die Voltaire zugeschriebene mehr geschmähte als schmeichelnde Schrift dieses Bild: „Wie wird ein Offizier oder Soldat der Potsdamer Garnison durch das Tor gelassen, sei es auch nur, um spazieren zu gehen, ohne einen von ihm (Friedrich) unterzeichneten Schein, den er selber gewährt; insgesamt alles, was Potsdam ist, darf nicht heraus ohne Erlaubnis, selbst die Prinzen, seine Brüder. . . Die anständigen Leute, die diesen Ort kennen, verkürzen ihren Aufenthalt, so gut sie es können. Es vergehen wenig Augenblicke, wo das Schamgefühl dort litte. . . Man sieht nur Soldaten, dessen Schandbarkeit man noch rühmt; vom weiblichen Geschlecht nur einige Offiziers- und Soldatenfrauen, die sich kaum aus ihren Zimmern wagen. Gewalttätigkeit und Diebstahl werden selten geahndet, und wer nicht den Geschmack des Herrn hat, wird wenig geehrt.“

Kunst und Wissenschaft war auch in Sanssouci nur Dekoration, wie an den anderen Höfen. Nur daß die despotische Lanze Friedrichs die Künstler, Gelehrten, Schöngelister noch ärger mißhandelte. Ein erst kürzlich an dem verstorbenen Ort einer Fachzeitschrift veröffentlichter Brief Friedrichs zeigt die Artung, die Friedrich dem Genius zollte. Der Fall Voltaire ist bekannt. Er war seinem königlichen Gönner entwichen. In Frankfurt a. M., auf fremdem Gebiet, also unter Bruch des Völkerrechts wurde er von preussischen Agenten verhaftet. Er sollte die Orden und die Gedichte des Königs herausgeben, dann könnte er seines Weges ziehen. Er tat's. Aber man behielt ihn weiter in Haft und mißhandelte sogar seine Rechte, die zu seiner Hilfe herbeigezogen war. Als er schließlich frei kam, wurde von ihm der Krieg der Unkosten gefordert, und das ihm abgenommene Geld wurde ihm nicht zurückgegeben. Nun führte Voltaire einen zähen Kampf ums Recht. Der Frankfurter Rat unterstützte seine Ansprüche auf Rückgabe des Geldes. Darauf antwortete der König (August 1733):

„Da der von Voltaire das ihm betroffene desastro sich einzig und allein durch sein unaufrichtiges Verrathen zugezogen hat, so werdet Ihr von selbst vernünftig billig erachten, daß derselbe sich nicht entbrechen können, die feinenwegen von Unseren Räten aufgewandte Unkosten zu tragen, nicht in letzteren nicht zu verdenken, daß sie sich deshalb an das in ihren Händen gehabte Geld des von Voltaire so lange gehalten, bis sie von jenem völlig schadlos gestellet worden. Obgleich auch dessen Niemand nur in der Sache meliret worden, so scheint jedennoch solches eine ganz natürliche Folge der vorgezeichneten Umstände zu sein, als zu welche des von Voltaire Verrathen lediglich Anlaß gegeben und erstere sich um so vielmehr zugezogen, als selbige vielleicht nicht viel bessere Gesinnungen als ihr Onkel darunter geübet und wahrgenommen.“ In ursprünglicher Konzeption des Schreibens hieß es sogar: „Und wird mehr erwachten Unseren Räten darunter wohl um so weniger etwas zur Last gesetzt werden können, da sich zur Genüge gezeigt, daß gedachte Frauens-Verjöhn mit ihrem Onkel von gleichem Schrot und Korn und mit demselben gleich übele Gesinnungen angenommen hat.“

In der Fülle zeitgenössischer Charakteristiken scheint uns keine porträthäufiger als die knappe Skizze jenes Pamphlets „Idee de la cour de Prusse“, das kein preiswürdiger Historiker zu erwähnen mag, ohne schauernd von den schamlosen Sammlungen des rachsüchtigen Voltaire zu sprechen:

„Er hat viel Geist; Kenntnisse nicht soviel als man ihm nachsagt; ist hervorragend nur im Militärischen. Arbeiter fröhlich, leicht, flink, begeistert, was man ihm sagen will, beim ersten Worte,

hört und begehrt keinen Rat, baldet nie Einwände noch Vorstellungen, selbst nicht von seiner Mutter, versteht sich ziemlich an Geisteswerke in Poesie wie in Prosa und breuzt vor Begierde, an beiden Gebieten selbsttätig zu sein, vermag aber nicht an das Erhabene heranzureichen, wenn er nicht genügt wird. . . Ein gar böser Spötter, sticht den, der ihm mißfällt, verhöhnt oft gegen die Gebote der Politik, versteht von dem Finanzwesen nichts, noch weniger vom Handel, sieht es nur auf Geld an, das er sehr liebt, versteht nicht und begehrt nicht für die Ernte zu säen, behandelt fast alle Welt wie Sklaven. Alle seine Untertanen werden in den härtesten und schmächtigsten Fesseln gehalten, beina geringsten Fehler, der seine Interessen schädigen könnte; er verzehrt kein Vergehen, das eine Unpünktlichkeit im militärischen Dienst in sich schließt. . . Er regiert allein in den Provinzen, und läßt in den Städten die Regimentskommandeure regieren.“

Als der Minister des Auswärtigen Graf Pödevels dem Kabinettssekretär des Königs ein Exemplar der Schrift übermittelte, nannte dieser sie eine „Mißgeburt, welche der Satan in der Hölle nicht calomnierender und abscheulicher ausbrüten könnte“. Er gerante sie gar nicht, „gegen des Königs Majestät etwas von der insamen Piese, deren Abscheulichkeit so sehr als größte Lügen jedermann gleich in die Augen fällt, etwas zu sagen“.

Der Marquis d'Argenson aber verzeichnete in seinem Tagebuch: „Das ist ein Portrait des Königs von Preußen, so wie er ist im Guten und Schlechten. Es ist mehr ein Bild als eine Satire, seine besten Freunde sprechen so von ihm.“

## Geständnisse und Schöngelistereien.

(Schluß.)

### Ehe — Liebe — Lebensführung.

Mein Gott, ich wollte, daß man sich ein wenig daran erinnert, wie man mir diese Heirat volens volens vorge schlagen hat und wie die Freiheit der Preis war. Darum verhalte ich mich als ein galanter Ehemann, das heißt, ich lasse Madame tun, wie's ihr gut dünkt und tue meinerseits, was mir gefällt. Es lebe die Freiheit. Sie sehen, General, daß ich ein etwas großes Herz und einen heißen Kopf habe. Aber ich kann mich nicht zwingen und ich sage Ihnen meine Empfindungen, wie ich sie vor Gott denke. Sie werden mir doch einräumen, daß die Gewalt eine Sache ist, die der Liebe entgegengefeht ist, die sich nicht zwingen läßt. Ich liebe das Geschlecht, aber ich liebe es mit einer sehr flatterhaften Liebe, und ich will nur den Genuß und hernach kommt die Verachtung.

An General Grumbow, 4. Sept. 1732.

Eine ländliche Dirne, die nach Knoblauch riecht, würde mir besser gefallen als die Gräfin mit all ihrem gespreizten Wesen.

An General Grumbow, 25. Sept. 1732.

Es gibt nichts Leidenschaftigeres als unsere Beschäftigungen. Wir quintessenzieren Oden, radebrechen Verse, treiben Gedanken-anatomie und bei alledem beobachten wir pünktlich die Nächstenliebe. Was tun wir noch? Wir tanzen, bis uns der Atem ausgeht, schmausen, bis wir plagen, verlieren unser Geld im Spiel und kitzeln unsere Ohren durch weiße Harmonien, die, zur Liebe lodend, wieder andere Kitzel erregen. Ein Hundelieben! werden Sie sagen, nicht von dem Leben hier, sondern von dem, das Sie in Kummer und Leiden führen. Genußen Sie von den Banden der Cythere, wenigstens lassen Sie uns von Ihrem Geiste Nutzen haben, wenn die Mädchen keinen von Ihrem Körper haben können.“

Brief vom 21. Nov. 1740.

Petit kann den Menschen schaden und kann er eine hübsche Pute mit kriegen, so ist auch gut, den die schlet uns auch.

An Frederödorf, 1754.

Der Mutter Grab ist mir ein heil'ger Ort und ewig meiner Ehrfurcht wert. Ode „an meine Schwester“.

Was würde aus uns, hätten wir keine Leidenschaften. Unser Leben wäre nichts als ein einziger Tod, wir würden in dieser Welt dahinbegieren wie die Pflanzen, die ohne Vergnügen leben und ohne Schmerzen sterben. Nun, da ich liebe, geht mir eine neue Welt auf. Die Lust, die ich atme, wird milder, die Sonne, die mir scheint, leuchtender, und die ganze Natur wie neu besetzt. Aber wollten wir Vergnügungen nur in der Erwartung genießen? Wollten wir nicht der Wirklichkeit entgegenführen, was der Sehnsucht unserer Herzen und den Gipfel unserer Wünsche anmacht? Wollten wir auch so verückt sein wie die Menschen? Die nähren sich mit Wünschen, überfüllen sich mit Hirngespinnsten, und während sie ihre

\*) Meinkopf Kofer fällt in der eben erschienenen Volksausgabe seines Friedrich-Werkes den Brief, indem er es hinter „Harmonien“ abbricht und unmittelbar darauf einen harmlosen Satz folgen läßt!

Zeit mit nützlichen Projekten verlieren, erfährt sie heimlich der Tod und hebt sie hinweg mit allen ihren Plänen.

Aus den „Hundebriefen“ an die Schwester 1747.

Beglückt der Mann, der Sklave nicht,  
nur unbekannt, zufrieden lebt!  
Der weise sich, anstatt Ueberfluß  
und Pracht, Frugalität gewählt!  
Der Reichtum zu verachten weiß,  
und sich aus Klugheit und Geschmac  
getreu den Gott der Gerechtigkeit,  
des Edlen, des Gefühls verehrt,  
des einzigen, dem jeder Kopf  
der Licht schon hat, sein Opfer bringt.  
Epistel an Jordan.

Die Nation.

Ich will mich zum Lobredner meiner Landsleute aufwerfen. Auch ist es wahr, sie reihen keine Mühlen um und verderben keine Saat, wenn sie über Kornenernung klagen, sie haben bis jetzt weder St. Bartholomäusnächte noch rebellische Bürgerkriege veranstaltet.

An Voltaire, 5. August 1775.

Die Preußen sind besser zum Angriff, als zur Verteidigung geeignet.

Gesch. des Siebenjährigen Krieges.

Ich werde das Niederliche Gestübel (den Potsdamern) nicht einen Groschen geben. Sie mögen sehen, wie Sie die Schulden bezahlen können.

Handbemerkung 1764.

Fürsten-Absolutismus.

Die Hinterlist, die Unredlichkeit und die Zweideutigkeit ist unglücklicherweise der herrschende Charakter der meisten derjenigen Menschen, die an der Spitze der Nationen stehen, und die doch ihr Vorbild sein sollten.

An Voltaire.

Man macht sich eine abergläubische Vorstellung von den großen Revolutionen im Reiche, wenn man aber hinter den Kulissen des Theaters steht, so sieht man, daß meistens die mehrst bezaubernden Vorstellungen durch ganz gemeine Triebfedern bewegt sind, nemlich durch niederträchtige Schurken, die, wenn sie sich in ihrem natürlichen Stande zeigten, sich nichts als Verachtung der gemeinen Wesen zuziehen lassen.

An Voltaire.

Ein König ist ein Galeerensklave, angefettet auf dem Schiffe des Staates.

An Voltaire.

Der Souverän, groß oder klein, gilt gleich, ist für einen Mann zu halten, dessen Geschäft ist, dem menschlichen Elend nach seinen Kräften zu steuern.

An Voltaire.

Wenn die Minister von Politik reden, so sind sie geschickte Leute, aber wenn sie von Krieg reden, so ist's, als wenn ein Profese von Astronomie spricht.

Handbemerkung 1740.

Der Mensch.

Meine Treue ist unzerbrechlich.  
An Voltaire.

Ich für meinen Teil suche bloß in meinem Lande zu verhindern, daß der Mächtige den Schwachen unterdrücke und bisweilen Sentenzen zu mildern, die mir zu hart scheinen. Jedermann hat Zutritt zu mir, wenn ich die Provinzen durchreise, alle Klagen werden entweder von mir selbst untersucht oder ich lasse sie untersuchen.

An Voltaire, 13. August 1775.

Wie ist nicht möglich, die unterdrückte Unschuld mit übereinandergelegten Händen anzusehen, das wäre keine Sanftmut, es zu ertragen, sondern Furzt und Niederträchtigkeit.

An Voltaire.

Die Preußen werden Ihnen mit sehr ernsthaftem Gesichte sagen, daß ihr jetziger König der barmherzigste Fürst ist, der jemals regiert hat und daß er Blutvergießen haßt. Das ist nicht wahr. Es finden in diesem Lande oft eben so grausame und martervolle Hinrichtungen statt, als unter irgend einem sicilianischen Tyrannen vorkamen. Freilich werden sie nicht in Berlin und vor aller Welt Augen vollzogen, sondern in Potsdam im Geheimen. Seit meiner Ankunft in diesem

verdamnten Lande wurde ein altes Weib lebendig gebiertelt weil sie die Entweihung von zwei Soldaten befördert hatte. In der Regel straft jedoch S. Preuß. Majestät die Verbrecher mit engem Gefängnis und harter Zwangsarbeit, läßt sie im kältesten Wetter unbedeckt und giebt ihnen Jahre lang nichts als Wasser und Brot. Manche bringen sich hier aus Desperation selbst um, aber man thut alles Mögliche, um diese Selbstmorde zu verhüten.

Der englische Gesandte in Berlin Sir Charles Hanbury Williams in einem offiziellen Bericht, 1750.

Ich bin es müde über Sklaven zu herrschen.  
Kabinettsorder, 1785.

Kleines feuilleton.

Sprachwissenschaftliches.

Spizbuben. Der Ausdruck Spizbube ist jung — erst seit dem 16. Jahrhundert ist er nachweisbar. Im Sinne von Dieb ist er noch jünger. Was bedeutete er zu Anfang, und wie hat sich daraus die spätere Bedeutung entwickelt? Das Eigenschaftswort „spiz“ hatte in alter Zeit auch die Bedeutung „fein, spizfindig, ausgeklügelt.“ So redet Hugo von Trimberg im Renner von spitzten Künsten, die den alten einfältigen Glauben verdrängt und allenthalben spizfindige Deuteleien an seine Stelle gesetzt haben. Von hier aus ging das Wort sehr bald in die naheliegenden Bedeutungen „verschämmt, betrügerisch“ über, und spitzten werden nunmehr bezeichneter Weise mit Falschheiten (valschen) zusammengestellt. Ein spitz buobe ist also nunmehr „ein verschämigter, betrügerischer, schlechter Mensch“ und ist es um so mehr, als auch der Bube schon in früherer Zeit in dem schlimmen Sinne erscheint, den er heute vorwiegend nur noch im Norddeutschen hat. Und wenn es nun in einem alten Liede heißt: der würsel machet buoben vil, und wenn mit diesen Buben solche gemeint sind, die mit ihren spitzten (Betrügereien, Gaunereien) den Gegner im Spiele zu überlisten, zu überborteln suchten, so stellen sich uns hier die Spizbuben in der Bedeutung dar, in der sie in des Auberus „Dictionarium“ vom Jahre 1540 zum ersten Male gebucht sind: in der Bedeutung „falsche Spieler“. An einen spitzbub verliert Klas Schellendaus im „Verspielten Reiter“ des Hans Sachs sein Hab und Gut; Spielbrüder und Spizbuben stehen von nun an treulich nebeneinander. Da vom Betrügen zum Stehlen nur ein sehr kleiner Schritt ist, so konnte der Spizbube aus einem Falschspieler ohne weiteres zum Diebe werden, der er uns heute zumeist ist. Zumeist, durchaus noch nicht immer. Wenn Schiller in „Kabale und Liebe“ den alten Miller zu sich selbst sprechen läßt: „Du bist ein Spizbube, der sein Kind ruiniert“, wenn er in den „Räubern“ von spizbüßlichen Künsten redet, so tritt uns hier das Wort noch immer in der älteren, allgemeineren Bedeutung „schlechter Mensch“ entgegen, die es vor seiner Begriffsverengung hatte. Wenn ferner der Vater sein Kind scherzend einen „kleinen Spizbuben“ nennt, klingt dann nicht immer noch etwas von der alten Schlaubeit und Verschämtheit durch, wie sie der Grundbedeutung des Wortes eigen war? Und was spiz betrifft, hat nicht unser „etwas nicht spizkrieges können“ immer noch den Sinn: „etwas (durch Ausklügeln) nicht erassen können“?

Aus dem Tierreiche.

Die heiligen Elefanten von Siam. Die Elefanten spielen im Königreich Siam eine so große Rolle, daß dies sehr häufig schlechthin als das Reich des weißen Elefanten bezeichnet wird. Durch diesen Namen wird ferner angedeutet, daß man auf eine helle Farbe der Tiere besonderen Wert legt, und wenn es eigentlich weiße Elefanten auch in Siam nicht gibt, so wird doch eine auffallende Helligkeit der Hautfarbe sorgsam beachtet und ein damit ausgestopftes Tier in ähnlicher Weise zu einem Nationalheiligtum erwählt, wie der Apistier im alten Aegypten. Der Bestand an Hauselefanten in Siam wird jetzt auf dreitausend geschätzt und war früher noch größer. Wegen der Abnahme der Elefanten ist ihr Preis gestiegen und beläuft sich jetzt für ein ausgewachsenes männliches Tier auf rund 10 000 R. und für ein weibliches auf 7000 R. Die Elefanten dienen in Siam durchaus nicht lediglich einer religiösen Verehrung, sondern haben einen außerordentlichen Nutzen. Namentlich im nördlichen Teil des Reiches und wiederum besonders zur Regenzeit kann man ohne sie nicht reisen. Auch sind sie in hervorragender Weise bei der Gewinnung des Tielholzes in den siamesischen Wäldern beschäftigt. Der Elefant wächst bis zu seinem fünfundzwanzigsten Jahre, erreicht aber seine Vollkraft erst mit sechsunddreißig Jahren. Sein Gewicht ist durchschnittlich 3000 Kilogramm. Seine Lebensdauer wird auf höchstens 150 Jahre geschätzt. Wie viele Elefanten in den Dickichten des Landes noch in wildem Zustand hausen, ist nicht bekannt. Doch trifft man zuweilen noch auf Herden von 200 Stück. Ihre Jagd ist selbstverständlich nicht frei, sondern für jeden Elefanten müssen etwa 600 R. bezahlt werden, ein hoher Betrag, wenn man die Kostspieligkeit und Schwierigkeit der Elefantenjagd selbst hinzunimmt. Infolgedessen nimmt Siam in der Versorgung des Eisenmarktes nicht ganz die Stellung ein, die man erwarten sollte. Die Ausfuhr von Eisenbein beträgt nicht ganz 2000 Kilogramm, bringt aber bei dem hohen Preis des Stoffs eine hübsche Summe ein.